

diese Folgerung auch aus den Postulaten der allgemeinen Relativitätstheorie ziehen zu dürfen. Auch hier müssen wir weitere Erkenntnisse von den Forschungen der Zukunft abhängig machen. Zu bemerken ist aber noch, daß nach neueren Untersuchungen von L. Courvoisier³³ für das Milchstraßensystem eine Translationsgeschwindigkeit von 800 bis 1000 Kilometer in der Sekunde anzunehmen ist. Wie sich diese Resultate, die heute noch auf viel Widerstand stoßen, weiter entwickeln werden, muß abgewartet werden. Während wir aber forschend vorwärts stürmen, wächst der Weltraum immer mehr. Weiter als je liegt er mit seiner Uferlosigkeit vor uns, und nur tastend versuchen wir, festen Fuß zu fassen.

Das ist in groben Zügen das räumliche Weltbild der Astronomie, wie es die Sternforscher unserer Tage enthüllen. Wir haben das Universum kennen gelernt als einen gewaltigen Organismus, in dem ehrne Gesetze herrschen. Je weiter und tiefer uns die astronomische Forschung in den Weltraum hinausträgt, und je glanzvoller sich die Wunder der Schöpfung vor uns enthalten, um so größer muß unser Erstaunen werden vor der Größe und Gewalt des Schöpfers, eines allmächtigen Gottes, der alle diese Dinge in weise Bahnen lenkt. „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände!“³⁴ Der Mensch steht letzten Endes immer wieder vor unlöslichen Rätseln, ehrfürchtig fällt er vor seiner eigenen Forschung in die Kniee und wagt kaum aufzusehen zu den Wundern der göttlichen Schöpfung, denen er so plötzlich den hüllenden Schleier entriß. Wenn wir versuchen, die eingangs gestellte Frage nach der Anzahl und Vielheit der Welten und Sterne zu beantworten, so müssen wir auch jetzt noch unsere Unwissenheit bekennen; nur „Gott der Herr hat sie gezählt, daß ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl“.

Jugenderinnerungen

Von Erich Wasmann S. J. († 27. Februar 1931).

IV.

Mit zehn Jahren — im Herbst 1869 — kam ich auf das Gymnasium in Meran, das von Benediktinern geleitet wurde, dann, als ihnen 1873 vorübergehend das Obergymnasium entzogen wurde, nach Hall an das Franziskanergymnasium. Im ersten Semester meiner Gymnasialstudien in Meran schnitt ich schlecht ab, weil ich mehr den Schmetterlingen als den lateinischen Vokabeln nachlief. Mein Vater, der den Ehrgeiz in mir wecken wollte, verspottete mich deshalb als einen dummen und faulen Jungen. Das half besser, als alle Prügel es vermocht hätten. Im zweiten Semester desselben Jahres war ich bereits der fünfte, im folgenden Jahre

³³ L. Courvoisier, Bestimmungsversuche der Erdbewegung relativ zum Lichtäther (Astron. Nachr., Bd. 226 [1926], S. 242; Bd. 230 [1927], S. 428; Bd. 234 [1928], S. 138; Bd. 237 [1930], S. 337; Physikalische Zeitschr. 1927, S. 674; Die Umschau 1928, Heft 6; „Scientia“, März 1930, S. 166); D. Wattenberg, Die Bewegung der Erde im Weltraum (Unsere Welt, Jg. 22 [1930], S. 101).

³⁴ Psalm 18, 1.

der dritte, dann der zweite und endlich der erste. Diesen Platz behielt ich auch in den Studienjahren von Hall und Feldkirch bei, bis ich der Welt „Ade“ sagte.

Meinem Vater und auch meiner Mutter war mein Fleiß und gutes Benehmen am Gymnasium eine große Freude. Ich war wirklich kein übler Junge, wenn man mich beim Herzens- und Ehrenpunkt faßte und leitete. Auch ging ich in Meran schon ziemlich häufig beichten — bei den Kapuzinern, beim alten Pater Agapit, den ich noch auf dem Todbett sah — und auch andächtig zur heiligen Kommunion. Auch hielt ich die Aloisianischen Sonntage. Wenn nach und nach parallel zur Entwicklung der Intelligenz auch die Leidenschaften sich entwickelten und oft über die Stränge schlügen, suchte ich es doch immer bald reumütig wieder gut zu machen. Auch bat ich nach der heiligen Beichte jedesmal meine guten Eltern um Verzeihung für meinen häufigen Ungehorsam, wie mein Beichtvater es mir vorgescrieben hatte.

Da hätte also wahrscheinlich alles gut vorangehen können — wenn sich nicht die unselige, aber wohlgemeinte Tiroler Prügelpädagogik in den weisen Erziehungsplan meiner Eltern eingemischt hätte. Was für dickblütige und derbe Bauernjungen gut war, deren langsame geistige und moralische Entwicklung durch mechanische Handreize beschleunigt werden mußte, das war bei mir vom Übel. Statt den jugendlichen Stolz zu brechen, verwandelte man ihn in bitteren Trotz — und von da war nur noch ein kleiner Schritt bis zum Haß gegen die guten Eltern. Schläge von energetischer Mutterhand waren sehr heilsam für mich gewesen, als ich vier bis acht oder neun Jahre alt war; und da hätte ich sie vielleicht häufiger bekommen sollen, eventuell auch mit der unvergeßlichen Lederpeitsche. Aber mich als Gymnasiasten noch durchprügeln zu wollen wegen Widerstreitigkeit oder anderer Vergehen, das war kein heilsames Beginnen mehr.

Einer dieser Szenen erinnere ich mich leider nur zu gut. Sie spielte sich im Korridor unserer neuen Wohnung in der Klosterstraße in Meran ab. Zu beiden Seiten des Korridors lagen die Zimmer, die Küche usw. Ich war damals elf oder zwölf Jahre alt und hatte irgend etwas verbrochen. Was, weiß ich nicht mehr. Denn ich verbrach damals bereits ziemlich viel nach verschiedenen Richtungen. Aber wenn ich mir einer schweren Untat bewußt gewesen wäre, so würde sie mir sicher heute noch ebenso gut in Erinnerung sein wie die Kampfszene, die sie zur Folge hatte. Ich sollte also von den Eltern körperlich geziichtet werden. Ich wehrte mich, und es entspann sich ein Ringkampf, in dem ich Sieger blieb. Da kamen meine Eltern auf den unglücklichen Gedanken, unsere Köchin Marianne, ein sehr großes, schlankes Tirolermädchen von etwa zwanzig Jahren, zu Hilfe zu rufen. Die hätte mit ihren netten Fäusten mich allerdings unterkriegen können wie ein Schaf. Das verletzte meinen Stolz aufs empfindlichste, daß ich als „Student“ von unserem Dienstmädchen geziichtet werden sollte. Während ich vorher den Ringkampf mit den guten Eltern eigentlich nur als eine freundschaftliche Spielerei betrachtet hatte, geriet ich jetzt in namenlose Wut. Ich riß mich aus den Händen der Eltern

los, sprang in eine Ecke des Korridors, um mir den Rücken zu decken, zog mein Taschenmesser und hielt es der Marianne stoßbereit entgegen mit dem Ruf: „Wenn du es wagst, mich anzurühren, hast du das Messer im Halse stecken!“ Ich hatte mir bereits die Stelle fixiert, wo ich hineinstechen wollte. Sie wagte es nicht, sich mir zu nähern. Gott sei Dank! Denn sonst wäre es ohne Blutvergießen nicht abgegangen. Das Schlimmste aber war, daß ich auch meinen guten Eltern mit dem gezückten Messer drohte. Da hätte ich mir allerdings keine Stelle zum Blutvergießen aussehen. Im Gegenteil. Ich würde das Messer eher gegen mich selber gewandt haben. Das wäre ja nur ein „Selbstmord“, so kalkulierte ich, „kein Elternmord“. Meine Eltern aber waren über diesen Wutanfall so erschrocken, daß sie den Kampf als aussichtslos aufgaben. Mein Vater sagte mir ganz traurig: „Erich, Erich, wie soll es mit dir noch enden?“

Leider hörten meine guten Eltern noch einmal mehr auf die Ratschläge einer Tiroler Prügelpädagogik als auf ihr eigenes richtiges Urteil. Und da wäre es auf ein Haar zum Selbstmord gekommen. Es war in der Sommerfrische 1871 oder 1872 in Partschins. Wir wohnten in einem Teile des Gräflich Stachelburgschen Schlosses und hatten auch den schönen Garten zu unserer Verfügung. Die alte, buckelige Gärtnerin Therese, mit der ich sehr gut stand, hielt strenge darauf, daß wir Kinder ohne ihre Erlaubnis kein Obst im Garten pflücken. Das habe ich auch stets gewissenhaft beobachtet. Da wurde einmal während der Nacht Obst im Garten gestohlen, wahrscheinlich von Bauernbuben aus dem Dorf. Meine Freundin Therese aber hatte mich in Verdacht und beschuldigte mich ohne weiteres bei den Eltern. Diese glaubten ihr sofort, ohne auf meine Unschuldbeteuerungen zu hören, und verurteilten mich zur Prügelstrafe. Ich sollte mich auf den Boden legen, und sie wollten mir dann mit der bekannten „Hundepetsche“ das Stehlen gründlich austreiben. Das war meinem beleidigten Stolze zu viel. Ohne ein Wort zu erwidern, lief ich einfach davon, um — Harakiri zu machen. Ich wußte als Botaniker einen Waldweg, an dem sehr viele Nachtschatten standen. An diesen Giftbeeren wollte ich mich satt essen, statt an dem Obste, das ich gegessen haben sollte, und doch nicht gegessen hatte. Auf ein wenig „Bauchweh“ kam es mir dabei gar nicht an. Die unerträgliche Geschichte mußte doch endlich ein Ende haben. Was auf dieses „Ende“ folgen werde, überlegte ich kaum. Der liebe Gott habe mich ja doch nicht dazu geschaffen, daß ich zeitlich und ewig unglücklich sei — mehr dachte ich nicht.

Ich führte meinen Selbstmordgedanken entschlossen aus und aß so lange von den Giftbeeren, bis die Leibscherzen und die Übelkeit begannen. Jetzt dürfte es wohl Zeit sein, wieder „heim“ zu gehen, meinte ich. Ich ging nach Hause und ließ mir ohne ein Wort der Widerrede die festgestellte Prügelstrafe in der vorgeschriebenen Weise verabreichen. Ich hoffte ja, mich bald in der empfindlichsten Weise an meinen guten Eltern gerächt zu sehen. Aber es kam anders. Die heftigen innern Schmerzen, die ich ebenso lautlos ertrug wie die äußern auf meiner pädagogischen Rückseite, schienen gemildert zu sein. Ich wurde nicht einmal ernstlich krank von der bösen Mahlzeit. Das ärgerte mich anfangs sehr. Aber durch

den heftigen Leibscherz war mein Seelenschmerz gelindert worden. Ich ging zur Mutter, erzählte ihr die ganze Geschichte wahrheitsgetreu, versicherte sie nochmals meiner Unschuld an dem Diebstahl und bat sie, mich nicht noch einmal zum Äußersten zu treiben. Denn dann würde es sicher das letzte Mal sein.

Meine liebe Mutter glaubte mir jetzt. Sie wurde tief bewegt, und wir versöhnten uns rasch. Das tat mir so wohl! Sie gab es von da an vollständig auf, mir wegen irgend eines meiner Fehler auch nur Vorwürfe zu machen. Es genügte, daß sie ihn mir nannte. Dann versuchte ich von selber, ihn zu bessern, um ihr keinen Kummer zu bereiten. Deshalb gab ich mir auch Mühe, meinem lieben Vater gegenüber weniger frech und widerspenstig zu sein. Das fiel mir aber sehr schwer und gelang mir eigentlich überhaupt nicht. Denn der Vater meinte, durch fortgesetzte Moralpredigten mich bessern zu können. Dadurch wurde meinem Widerspruchsgeist immer wieder Öl ins Feuer gegossen.

Der Selbstmordversuch fiel in eine Zeit, wo ich sonst fleißig und auch, in meinem äußern Benehmen wenigstens, sittlich gut war. Auch „fromm“. Es war mir sogar eine besondere Freude, täglich bei der heiligen Messe in der Pfarrkirche zu dienen. Das hielt ich für sehr wohl vereinbar mit meiner „Studentenehre“, obwohl ein etwas heftiger Kooperator mich einmal nach der heiligen Messe in der Sakristei vor den Meßjungen des Dorfes wegen eines kleinen Fehlers, den ich in den Responsorien des Staffelgebetes gemacht hatte, öffentlich grob ausschimpfte. Wie ich später erfuhr, war ich von dem geistlichen Herrn eigentlich an Stelle meines lieben Vaters als „Prügeljunge“ benutzt worden. Er hatte sich durch einen unvorsichtigen Scherz verletzt gefühlt, den mein Vater in der gemütlichen Gesellschaft anderer geistlicher Herren über das Kegelspielen des Kooperators mit den Bauern am Sonntagnachmittag sich erlaubt hatte.

Da ich allen schönen Ermahnungen meines Vaters stets denselben mürrischen Widerspruchsgeist entgegensezte und auch meiner älteren Schwester Elisabeth, die bei den Salesianerinnen in Thurnfeld erzogen wurde und in den Ferien damals zu Hause war, auf ihre Bitte, mich zu bessern, nur mit Rippenstößen antwortete, beschloß mein Vater, sich geistliche Assistenz zu holen. Er wandte sich an einen sehr frommen, musterhaften Geistlichen in Partschins, an den damaligen Benefiziaten Herrn v. Egen, und bat ihn, mir einmal die Pflichten der Kinder gegen die Eltern klarzumachen. Der Benefiziat war ein guter Freund von mir. Ich leistete seiner Einladung gerne Folge, hörte seine Vorlesungen aus der Heiligen Schrift über die kindlichen Pflichten ruhig an, dankte ihm für seine Freundlichkeit und ging dann wieder. Aber keineswegs gebessert. Denn ich dachte bei mir trotzig: „Wenn mein Vater mich nur einmal mit seinen Ermahnungen in Ruhe ließe, dann würde ich mich schon von selber bessern!“ Auch legte ich es ihm als Schwäche aus, daß er beim Herrn v. Egen sich Hilfe gesucht hatte. Und das reizte mich noch mehr zum Widerspruch.

Aber bald darauf wurde das störende Element in unserem Familienfrieden von selber beseitigt. Als ich im Herbst 1873 auf die fünfte Klasse

sollte, mußte ich von Meran fort, weil das Obergymnasium aufgelöst war. Ich fuhr, von meiner Mutter begleitet, nach Hall bei Innsbruck, um am dortigen Franziskanergymnasium weiterzustudieren. Untergebracht wurde ich in einem Privathause bei einem alten Junggesellen, Herrn Tragsailer, der Zimmer an Studenten vermietete. Mein Zimmerkamerad wurde ein gutmütiger Sterzinger, Joseph Fischnaller, mit dem ich vortrefflich auskam, weil er sich von mir willig tyrannisieren ließ. Der Abschied von meiner lieben Mutter ist mir damals nicht leicht geworden. In der ersten Nacht, wo ich noch allein in meiner neuen Bude schlief, wurde das Kopfkissen ganz naß von Tränen. Bald aber fühlte ich mich pudelwohl in der neuen „Freiheit“. Mißbraucht wurde sie jedoch nicht. Das Ehrgefühl stachelte mich an, den Eltern zu zeigen, daß ich mich ohne die mir leider durch eigene Schuld zu einer Zwangsjacke gewordene väterliche Autorität in jeder Beziehung besser gestaltete als daheim. Mit dem Studium ging es immer leichter voran. Obwohl ich in der Klasse gegenüber einem talentvollen und fleißigen Mitschüler, der bisher in Hall immer der „Primus“ gewesen war, den ersten Platz errang und behauptete, hatte ich so viel freie Zeit, daß ich zwanzig Stunden wöchentlich nebenbei Privatunterricht geben konnte, teils zur Vorbereitung eines jungen Barons auf das Gymnasium, teils Repetitionen für einen Mitschüler. Um die geistige Energie, die ich damals mit vierzehn bis fünfzehn Jahren zu entfalten vermochte, beneide ich mich fast heute noch.

Daß ich dabei kein Kopfhänger war, ist selbstverständlich. Dafür war der Erich viel zu viel ein Sohn seines Vaters. Ich war sehr lustig und machte alles mit meinen Kameraden mit — soweit es sich um erlaubte Vergnügungen handelte. Sittlich unstatthaft Wege ging ich nicht, obwohl in Hall wie in Meran einige Male die Versuchung dazu an mich herantrat. Aber ich war damals noch zu harmlos, um sie als solche zu erkennen. Auf der vierten Gymnasialklasse in Meran hatten mich einige sittlich verdorbene Kameraden einmal sogar auf einen Spaziergang nach Untermais mitgenommen, wo ich vor einem zweifelhaften Hause Schmiere stehen mußte. Ich ahnte damals nicht, worum es sich handelte. Mein „Hauptmann von einem Schutzengel“ hielt mich davon ab, aus Neugierde hineinzugehen. Denn Zunder und Brennstoff waren leider zur Genüge bei mir vorhanden.

Mein lieber Vater hatte, wie er in seiner Autobiographie selber berichtet, manchmal mitten unter den unschuldigsten Vergnügungen seiner Kameraden plötzlich Anfälle einer unerklärlichen Schwermut. So bei einem glanzvollen Künstlerfeste in Cerbara im Frühling 1833. Sonst war ja Schwermut seine Sache nicht. Dieses psychologische Rätsel, das ich erst 1896 aus seiner Autobiographie erfuhr, ist mir leicht verständlich, und ich will es hier auf Grund meiner eigenen Erfahrung an dem in mir fortlebenden Vater erklären.

Schon von einem wunderschönen Ausfluge, den wir Meraner Untergymnasiasten — ich glaube, es war zum alten Schlosse Dürnstein — einmal machten, erinnere ich mich des psychologischen Kuriosums, daß der Wein mich statt heiter — weltschmerzlich stimmte. Er stieg mir

mehr ins Herz als in den Kopf. In physiologischer Sprache müßte diese populäre Distinktion folgendermaßen lauten: Die Wirkung des Alkohols und seiner Derivate erstreckte sich mehr auf die Gefühlssphäre als auf die „Denksphäre“ der grauen Hirnrinde. Durch den nervus vagus, der die reflektorischen Zentren des Blutumlaufs und der Atmung vom verlängerten Mark aus beeinflußt, wurde auch das Herz nicht bloß bildlich, sondern buchstäblich in Mitleidenschaft gezogen, und im Atmungssystem stellten sich die mit der Funktion der Tränendrüsen des Kopfes in Korrelation stehenden verstärkten, unregelmäßigen Atemzüge ein, die man „Weinen“ nennt. — Ich mußte infolgedessen hinausgehen und mich allein ausweinen.

Ähnlich erging es mir auf einem Ausfluge, den wir Haller Studenten von der fünften Klasse im Jahre 1874 nach dem benachbarten Dorfe Absam unternahmen. Natürlich nicht zum Gnadenbilde der lieben Gottesmutter von Absam, zu dem meine fromme Mutter mich geführt hatte, bevor sie von Hall wieder abgereist war. Sondern zum Gasthaus Ebner, wo wir Obergymnasiasten einkehren durften. Beim Ebner tranken wir wacker von dem guten Tiroler Rotwein. Ich war ihn nicht gewohnt. Denn zu Hause in Meran hatten wir Kinder bei Tisch nur Wasser bekommen. Und in Hall trank ich gewöhnlich nur Bier, weil das Wasser dort bekanntlich rarer und auch schlechter ist oder war als das Bier. Es schmeckte mir auch gut. Ich bekam nur einige Mal einen Affen davon und folgerichtig einen nächstmorgendlichen Kater. Das war an dem Tage, als wir unsere Gymnasialzeugnisse am Schlusse des Schuljahres erhalten hatten. Das meinige war so glänzend, daß ich es vor lauter Freude mit Bier etwas zu stark anfeuchtete. Das bekam mir noch schlimmer als das erste Glas Bier meines Lebens, das ich im Forsthause bei Meran einst aus jugendlichem Heroismus geleert hatte, obwohl es mir noch abscheulicher schmeckte und noch schlimmere Folgen hatte als meine erste Zigarette.

Also wir waren zum Ebner gegangen, und der edle Tiroler Wein stieg mir wieder ins Herz statt in den Kopf. Ich ging hinaus und weinte bitterlich an einem schönen Aussichtspunkte, von dem man das Inntal mit dem Kloster Volders sah. Der Weltschmerz hatte mich wieder gepackt. Rein physiologisch dürfte dieses psychologische Phänomen allerdings nicht zu erklären sein. Das sage ich zur Ehre meines Vaters. Es war das instinktive Gefühl dabei, daß mitten in der uns umgebenden Lustigkeit ein Loch in unserem Herzen sich öffnete, das nach einer idealeren Füllung sich sehnte. Wir waren eben nicht so genügsam wie die um uns herum, die so leicht und so wohlfeil „ganz glücklich sein“ konnten.

Aber solche Stimmungen hielten bei mir ebensowenig lange an wie bei meinem Vater. In der Gesellschaft der Kameraden war ich gleich wieder der alte Luftikus — und der alte Prahlhans. Mit meinem vorgeblichen Mute, der gar nicht so weit her war. Einmal wäre ich für diese Prahlsucht auf ein Haar schwer gestraft worden. Eines Abends — es war mitten im Winter 1873/74 und der Boden hart gefroren — saß eine Anzahl von uns Studentchen in Hall in einem der uns gestatteten Wirtshäuser bei

einer oder mehreren Halben Bier gar fröhlich beisammen. Die Stimmung war animiert geworden, und da kam das Thema „Geisterfurcht“ zur Sprache. Ich gab natürlich den „Geisterwagen“ zum besten, den ich daheim in Meran als eine Kapuzinerklapper entlarvt hatte, und erklärte auf Ehre, kein „Mystiker“ zu sein. Da wetzte einer der Kameraden, daß ich nicht den Mut haben würde, jetzt — es war bereits über elf Uhr geworden und die Geisterstunde nahte — auf dem Heimweg, der am Kirchhof vorbeiführte, hineinzugehen und dort allein einen Rundgang zu machen. Der große Haller Kirchhof, der nahe bei der Pfarrkirche liegt, ist durch eine hohe Mauer umschlossen und ringsum läuft innen ein mit Ziegelsteinen gepflasterter Gang mit Arkaden, wo die Grabgewölbe wohlhabender Familien liegen. Ich nahm die Wette sofort an. Die Kameraden begleiteten mich bis an das Tor des Kirchhofs und wollten dort auf meine Rückkehr warten. Magisch beleuchtete der Vollmond das von den Arkaden umsäumte Gräberfeld. Hier und dort spiegelte er sich in einem polierten Granitmonument, als ob ein selbstleuchtendes Gespenst dagestanden hätte. Das schreckte mich aber nicht. Ich marschierte tapfer durchs Tor und begann meinen Rundgang, der wohl mindestens sieben Minuten dauern mußte. Kräftig und stark auftretend, um mir Mut zu machen, schritt ich voran. Auf dem hohlen Ziegelboden der Arkaden erklang der Schritt fast metallisch, wie eine Trompete, die die Schlafenden aus ihren Gräbern herausfordern sollte. Und von der gegenüberliegenden Arkadenseite klang das Echo ebenso scharf herüber — als ob auch da drüben einer marschierte. Das Licht des Vollmondes warf quer über den Arkadenboden die breiten, tiefen Schatten der Pfeiler. Es sah aus, als ob überall schwarze Gräber geöffnet wären, um den mutwilligen Störenfried abzufangen. Plötzlich stolperte ich und fiel, zum Glück nicht in einen solchen Schatten, sondern gerade daneben. Denn dieser Schatten war ein wirkliches Grab, die Öffnung einer etwa fünf Meter tiefen Gruft, in der am nächsten Vormittag ein Sarg bestattet werden sollte. Wäre ich da hineingestürzt, so hätte ich selber im Grabe gelegen. Und vielleicht in meinem Grabe. Dann hätten meine armen Eltern die traurige Antwort gehabt auf ihre Frage: „Erich, wie soll es mit dir noch enden?“ Denn außer einigen Extremitäten hätte ich bei der Gewalt, mit der ich voranstürmte, mir auch den Hals brechen können. Jedenfalls hätte ich im besten Falle in der Gruft bleiben müssen, bis meine hohnlachenden Kameraden — wenn sie überhaupt den Mut besaßen, auf mein Geschrei herbeizukommen — mich mit Stricken wieder herausgezogen hätten. Zum Glück war die Erde gerade auf der Seite der Gruft aufgeschichtet gewesen, auf die ich zurannte, so daß ich nur über den Erdhaufen stolperte. Da wurde es mir doch für einen Augenblick schwach in den Knieen. Aber ich ging um das Grab herum, marschierte tapfer weiter und ließ meine Schritte noch kräftiger durch die Arkaden klingen, um mir wieder Mut zu machen. Nur sah ich mir jetzt jeden „Schatten“, der über meinen Weg fiel, vorher etwas skeptischer an. Ich war herzlich froh, als der Rundgang zu Ende war und ich wieder ans Tor des Kirchhofs kam. Als ich meinen Kameraden erzählte, wie es mir beinahe ergangen wäre, bekam mein treuer Stubengenosse aus Ster-

zing wahrhaftig eine kleine Gänsehaut. Er stammte nämlich nicht aus dem Geschlechte der Speckbacher von 1809. Die Wette hatte ich also gewonnen. Nur ein paar Halbe Bier. Und für die hatte ich leichtsinnig mein Leben aufs Spiel gesetzt! Seitdem habe ich nie mehr eine solche Wette gemacht.

Übrigens hatte ich während meines „heroischen“ Umganges, besonders aber nach dem glücklich vermiedenen Sturz, ein Ave Maria nach dem andern für die armen Seelen gebetet. Dadurch hoffte ich die in ihrem Todesschlaf so unverschämt gestörten Manen einigermaßen zu begütigen. Meinen Kameraden gestand ich dies natürlich nicht. Das wäre ja gegen meine „Ehre“ gewesen! So grundfalsch war damals mein studentischer Ehrbegriff. Ja ich renommierte in meiner Prahl sucht sogar öfters mit Liebschaften — obwohl ich keine hatte, außer einigen platonischen Ideen, die damals kaum schlimmer waren als meine Schwärmerei für die schönen Wangen meiner Stiefmütterchen.

Meine sittliche Führung war überhaupt ziemlich tadellos, aber mein ganzer geistiger Energieaufwand stand — abgesehen von der Erfüllung der religiösen Pflichten — nicht im Dienste Gottes, sondern im Dienste des jugendlichen Ehrgeizes. Ein berühmter „Universitätsprofessor“ zu werden, das war das Ziel meines selbstgefälligen Strebens. Der fromme Jugendtraum, Jesuit zu werden, stand am Horizonte nur noch wie ein Schreckgespenst, dem ich zu entfliehen suchte.

(Schluß folgt.)

Kulturbericht

Von Jakob Overmans S. J.

I.

Wie leicht man sich bei allgemeinen Urteilen über die religiöse Lage der Gegenwart irrt, zeigt wieder der Abschluß mehrmonatiger Auseinandersetzungen im „Frankfurter Israelitischen Gemeindeblatt“ (April 1932, 169 ff.). Professor Dr. Richard Koch hatte in diesem „amtlichen Organ“ behauptet: „Der jüdische Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen ist, mehr noch als der anderer Bekenntnisse, oft kaum mehr als ein Stück vermoderner Welt, das unsere Kinder mit Recht so heftig ablehnen, wie das mit allem Faulenden geschehen muß.“ Nichts sei für sie so reizlos „wie irgend eine Religionsstunde unserer Zeit“. Dazu stellt der Rabbiner Dr. Seligmann „aus eigener nahezu fünf Jahrzehnte umspannender Erfahrung“ ruhig fest: „Der gesamte Religionsunterricht ist fakultativ; jedes Schulkind kann bis zum vierzehnten Lebensjahr von seinen Eltern ohne weiteres vom Religionsunterricht dispensiert werden, vom vierzehnten Lebensjahr an sich selbst dispensieren. Und nun nehmen gerade hier in Frankfurt seit zwanzig bis dreißig Jahren durchschnittlich achtundneunzig Prozent jüdischer Kinder am Religionsunterricht teil! Und ich könnte Herrn Professor Dr. Koch zahllose mündliche und schriftliche spontane Bezeugungen mitteilen, daß der jüdische